

Elfter Jahrgang

Juni 1935

Neuntes Heft

Hampe

0074 386

Zeitwende

MONATSSCHRIFT

in Gemeinschaft mit Tim Klein und Friedrich Langensäß

herausgegeben von

Otto Gründler und Helmuth Schreiner

Aus dem Inhalt

D. Friedrich Langensäß: Fragen an die Kirche * Geheimrat

Professor Dr. Karl Hampe: Welfen und Waiblinger * Ger-

hard Ringeling: Um einen Papphahn. Erzählung * Michael

Schneider: Zum Bachjahr 1935 * D. Sam Baudert: Theo-

philus Salomo Schumann. Indianermisionar in Hollän-

disch-Guyana * Heinrich Grimm: Der Preshreiter. Roman *

Berkowsky: Volkstumsdichtung des Auslandes

Cg^{4°}
99999
(24)

ERN-VERLAG + BERLIN

Postverlagsort: Nördlingen

Schriftleitung:

Dr. Otto Gröndler, München 13, Elisabethstraße 14. Fernruf 372 264

Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen
Nachdruck verboten. Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright
1935 by Wichern-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Spandau, Ev. Johannesstift. Annahme
für Verlegeranzeigen und Beilagen durch den Wichern-Verlag, für alle übrigen Anzeigen
durch »Semipro« Gewerbe- und Mittelstands-Propaganda, Berlin SW 68, Wilhelm-
straße 130. Fernruf: F 5 Bergmann 4922. Postcheckkonto: Berlin 9047. Für den An-
zeigenteil verantwortlich: Fritz Wittig, Berlin-Spandau. D. u. i. L. B]. 1935 = 2500

Bezugsbedingungen:

Die „Zeitwende“ ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlage
unter Portoberechnung zu beziehen. Preis vierteljährlich 4 RM; Einzelpreis des Heftes
1.50 RM zuzüglich Porto. Abbestellungen nur bis 2 Wochen vor Quartalschluß möglich.

Wichern-Verlag, G. m. b. H. / Berlin-Spandau, Ev. Johannesstift
Postcheckkonto Berlin 80 809

Inhalt

Dekan Kirchenrat D. Friedrich Langenfaß: Fragen an die Kirche . . .	129
Geheimrat Professor Dr. Karl Hampe: Welfen und Waiblinger. Zur Wertung Heinrichs des Löwen und Friedrich Barbarossas . . .	137
Gerhard Ringeling: Um einen Papphahn. Erzählung	150
Michael Schneider: Zum Bachjahr 1935	160
Missionsdirektor D. Sam Baudert: Theophilus Salomo Schumann Indianermisionar in holländisch-Guyana	162
Heinrich Grimm. Der Presfreiter. Roman	172

Umschau

Erich Berkowsky: Volkstumssichtung des Auslandes	182
--	-----

Randbemerkungen

Allerleirauh	185
„Deutsch oder christlich“	186
Jan Ballhorn	187
Die neue Münchener Lutherausgabe	190
Jahresringe	191

Anschriften der Mitarbeiter

Missionsdirektor D. Sam Baudert, Herrenhut, Sachsen / Erich Berkowsky, Köslin
(Pom.), Lorenzstr. 13 / Heinrich Grimm, Ansbach, Adolf Hitler-Platz 6 / Geheimrat Prof.
Dr. Karl Hampe, Heidelberg, Werderplatz 12 / Dekan Kirchenrat D. Friedrich Langenfaß,
München, Gabelsbergerstr. 6 / Studienrat Dr. Gerhard Ringeling, Bad Doberan, Meck-
lenburg, Friedrich Franz-Str. 3 / Michael Schneider, Organist bei St. Matthäus, Mün-
chen, Dall'Armistr. 33

4^o G 99999-24

Welfen und Waiblinger

Zur Wertung Heinrichs des Löwen und Friedrich Barbarossas

Von Karl Hampe

Wann ist zuerst der spaltende Parteiruf: „hie Welf — hie Waibling“ erklungen? Was hat er ursprünglich bedeutet? Die italienische Legende hat ihn wohl zurückgeführt auf einen Kampf zweier Dämonen in den Lüften, der sich dann auf die Erde herabgesenkt habe. Halten wir uns an die historische Wirklichkeit, so haben wir für die Parteinamen keine Belege, die über die Anfänge des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Der Welfe war Heinrichs des Löwen Sohn Kaiser Otto IV., der Waiblinger sein staufisch-sizilischer Gegner Friedrich II. Warum gerade der unbedeutende schwäbische Ort Waiblingen, heute eine kleine Stadt nordöstlich von Stuttgart, zu der Ehre kam, daß sich das ruhmreiche Staufergeschlecht gern nach ihm benannte, ist noch heute nicht völlig aufgeklärt. Da er einstmalig salischer Besitz war, so sollte durch die Benennung jedenfalls betont werden, daß das verhältnismäßig noch junge Haus der Staufer sich durch die Tochter Heinrichs IV. von den salischen Kaisern herleitete. Eine derartige Namensherübernahme von einem berühmten, aber in männlicher Linie ausgestorbenen Geschlecht ist ja nichts Seltenes; die damaligen Welfen, die eigentlich „Este“ hätten heißen müssen, verfuhrten ebenso; auch die späteren Habsburger, die seit 1740 dem lothringischen Hause entstammen. Wenn die französischen Plantagenets sich als englische Könige gern nach dem alten angelsächsisch-normannischen Regierungssitz „Winchester“ oder die preussischen Hohenzollern nach „Brandenburg“ nannten, der Merowinger Chlodwig bei seiner Laufe als „Sigambrer“ bezeichnet wird, die deutschen Frankenkaiser als „Salier“, so haben wir es mit ähnlicher Rückbeziehung auf altehrwürdige, wenn auch bescheidenere frühere Verhältnisse zu tun.

Man begann also um 1210 in Florenz und bald auch in andern italienischen Städten von der Partei „des Welfen“ (italienisch „Guelfo“) und der Partei „des Waiblingers“ (italienisch „Ghibellino“) zu sprechen, und diese Bezeichnungen sind dann in den weiteren Kämpfen als Parteinamen festgewurzelt. Für Deutschland haben sie nie dieselbe Bedeutung wie für Italien gewonnen. Die Kämpfe zwischen Staufern und Welfen reichten dort ja schon tief in das 12. Jahrhundert zurück. Das eigentliche Verhängnis für die ganze Zukunftsentwicklung brachte aber auch dem deutschen Volke erst das welfische Gegenkönigtum Ottos IV. Denn bis zu dem gänzlich vorzeitigen Tode Heinrichs VI. durfte das Ringen zwischen Zentralmacht und Sondergewalten als unentschieden gelten. Wie, wenn Heinrich das geplante Erbkaisertum doch noch durchgesetzt hätte? Erst der ungelige Thronstreit seit 1198 hat die Kräfte des Königtums beiderseits derart heruntergewirtschaftet, daß nachher Friedrich II. den

MONUMENTA GERMANIAE
HISTORICA
Bibliothek

4

Schwerpunkt seiner Macht nach Süden verschoben, in Deutschland aber die Landeshoheit der Fürsten anerkennen mußte.

Von da ab war das erste Reich der Deutschen, das ihnen für ein Vierteljahrtausend trotz manchen Schwankungen die Führerstellung in der abendländischen Welt verschafft hatte, zusammengebrochen. Es begann der lange Leidensweg der dynastischen Zersplitterung im Innern, der Ohnmacht nach außen. Schließlich blieb keine andre Rettung als die, durch übermächtige Entfaltung eines einzelnen Territorialstaates wieder zu strafferer Einheit zu gelangen. Dazu aber mußte erst der preußisch-österreichische Dualismus bereinigt werden. Als diese Frage seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Entscheidung drängte, konnte man bei dem Antagonismus der enger geschlossenen norddeutschen Macht und der noch immer weit über den Alpenkamm ausgreifenden, übernationalen Stellung des Hauses Habsburg wohl an den alten Gegensatz zwischen Welfen und Waiblingern erinnert werden. In der romantischen Verklärung des mittelalterlichen Kaisertums durch die Geschichtsdarstellung des Berliners Wilhelm Giesebrecht erblickte der liberale, protestantische Düsseldorfer Heinrich v. Sybel eine Gefahr für die Durchführung des kleindeutsch-preußischen Programms, für das er historische Vorbilder weit eher in den nüchternen Staatsmännern Heinrich I. und Heinrich dem Löwen als in unsern Kaisern sah. Er eröffnete darum durch seine Münchener Akademie-rede vom 28. November 1859 eine politisch-wissenschaftliche Diskussion, die dadurch besonders fruchtbar geworden ist, daß der nach Innsbruck übergesiedelte katholische Westfale Julius Ficker aus überlegener Kenntnis des Mittelalters heraus mit ihm die Waffen kreuzte. Beide Gegner haben späterhin selbst zugegeben, daß sie unter dem Einfluß ihrer politischen Ziele wohl allzu hitzig vorgegangen seien. Und nachdem die Ereignisse von 1866 und 1870/71 für Gegenwart und Zukunft die Entscheidung im Sinne v. Sybels gebracht hatten, konnten sich für die wissenschaftliche Beurteilung der Vergangenheit die Gelehrten ruhig auf dem Standpunkt vereinigen, den der Flensburger Georg Waitz von vornherein eingenommen hatte: „daß diese Fragen mit der Würdigung des alten Kaisertums nichts zu tun haben und daß in aller Weise und von allen Seiten danach gestrebt werden soll, daß unsere historische Wissenschaft von den Stimmungen und Wünschen der Gegenwart unbeirrt bleibe“.

Auf diesem Standpunkt, der Fickers historisch tiefer begründeter Auffassung näher kam als der von Sybels, ist die Forschung im „zweiten“ Bismarckschen Reiche wesentlich verharret. Auch die Versuche Georg von Belows (sowie seines Schülers Fritz Kern), von Sybels Kritik am mittelalterlichen Kaisertum neu zu beleben und sie zuletzt (1927) in einem Generalangriff vornehmlich gegen Friedrich Barbarossa zu richten, begegneten ganz überwiegender Ablehnung. Es wurde gewiß von niemandem verkannt, daß die Kaiserpolitik mit ihrem Zwange, immer wieder unter Zugeständnissen an die deutschen Fürsten in Ita-

lien einzugreifen und dadurch auch die Konflikte mit der Kurie zu verschärfen, letzten Endes erheblich zum Durchbruch des deutschen Territorialstaatentums beigetragen habe, wohl aber bezweifelt, daß jene stark von universalen Ideen geleitete Politik mit dem Maßstabe modern-nationalen Urteils gemessen werden dürfe, oder mit Theodor Mayer bedauert, daß sich „in die wissenschaftliche Diskussion politische Werturteile der Gegenwart eingeschlichen haben und die höchste historische Tradition des gesamten deutschen Volkes einem rationalistischen Kritizismus und Skeptizismus überantwortet worden ist“. In der Tat war ja durch den Wegfall des Kaisertums der Hohenzollern wie der Habsburger die Möglichkeit einer Rückwendung in jene übernationale Richtung ausgeschlossen; um so mehr konnten Gegenwarts politik und wissenschaftliche Betrachtung der Vergangenheit sich in den ihnen zukommenden Grenzen halten.

Nachdem dann im „dritten Reiche“ die Entscheidung endgültig zugunsten einer straffen nationalen Einheit der gesamten deutschen Volksgemeinschaft gefallen, aber eine neue staatliche Ausweitung über nichtvölkische Elemente außerhalb der Grenzen ebenso bestimmt ausgeschlossen ist, sollte man meinen, daß jener Streit über die mittelalterliche Kaiserpolitik jede aktuelle Bedeutung verloren hätte, der alte Parteiruf „hie Welf — hie Waibling“ auf immer in den andersartigen Aufgaben und Sorgen der Gegenwart verhallt wäre und nur noch in den Büchern der Geschichte fortlebte. Dem ist jedoch nicht so. Denn inzwischen war ein neuer Zwiespalt aufgetaucht, der zwar mit jenem alten Gegensatz keineswegs identisch ist, aber sich doch teilweise mit ihm überdeckt und zum mindesten die nord-südliche Polemik wieder aufnimmt. Der aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Ideenkomplex, der da zugrunde liegt, kann hier nur durch einige Schlagworte angedeutet werden: Betonung nieder-sächsischer Art und Kultur, mit Nachdruck gegen frühere Vernachlässigung zuerst im Jahre 1890 von dem „Rembrandtdeutschen“ Julius Langbehn in das Volk geworfen, von dem Dichter Hermann Löns mit der ganzen Glut seiner naturhaften Heimatliebe aufgenommen und durch seine Schriften in Tausende und aber Tausende jugendlicher Herzen gepflanzt, durch die Vorstellung, daß wir es da mit einer reiner nordischen und darum gegenüber den andern gemischteren deutschen Stämmen höherwertigen Rasse zu tun hätten, weiter emporgesteigert. Ferner der geopolitische Gegensatz des nordischen, nach Osten auch auf das Baltikum ausgedehnten Raumes zu dem für Deutschland fremden Mittelmeerraum und das Bestreben, eine möglichst gerade nationale Linie durch unsere vielgestaltige deutsche Geschichte von den Bedürfnissen der Gegenwart aus zu finden. Sodann religionspolitisch das in Nordwestdeutschland zäheste, bis gegen Ende des achten Jahrhunderts dauernde Festhalten altgermanischer Glaubensvorstellungen und Bräuche, sowie die dort ganz überwiegende Ablehnung römisch-kirchlicher Einflüsse seit der Reformation. Vielleicht spielt auch bewußt oder unbewußt eine gewisse Reaktion gegen die Vor-

herrschaft süddeutscher Köpfe demokratisch-katholischer Richtung in der deutschen Politik nach 1918 in jenen Gesamtkomplex hinein.

Es liegt mir fern, die Berechtigung dieser Vorstellungswelt, für die es mir als Niedersachsen nicht an Verständnis fehlt, hier zu prüfen; nur ihre Auswirkung für die Beurteilung der mittelalterlichen Geschichte steht in Frage. Und auch da soll nicht auf den durch die Namen Wibulind und Karl der Große gekennzeichneten Streit eingegangen werden, zu dem ja in dieser Zeitschrift bereits anderweitig Stellung genommen worden ist. Begreiflich aber ist es, daß als ein Hauptvertreter dieser sächsisch-baltischen Welt Heinrich der Löwe — oft genug, als sei das etwas ganz Neues — ausgespielt wird gegen das römisch-mittelmeerische Kaisertum und daß nun alles Licht auf ihn als nationalen Wegbereiter fällt, während sein Gegner und Besieger Friedrich Barbarossa von dem Piedestal herabzutreten hat, auf das ihn das 19. Jahrhundert als deutschen Helben und leuchtendes Vorbild für das zu erneuernde Kaisertum einst stellen zu müssen glaubte. Da erhebt sich also aufs neue der alte Kampfruf „*hie Welf — hie Waibling*“. Sind wir jedoch wirklich gezwungen, eine Entscheidung für oder wider zu treffen? Hat die reiche Welt der deutschen Geschichte nicht Raum für beide?

Da ich in meinem Buche „*Herrschergestalten des deutschen Mittelalters*“ (2. Aufl. 1934) Heinrich dem Löwen als einzigem Fürsten unter lauter Kaisern und Königen ein Lebensbild gewidmet, seine Kolonialpolitik im Zusammenhang mit dem deutschen „*Zug nach dem Osten*“ (3. Aufl. 1935) gewürdigt und im achthundertsten Jahre nach seiner Geburt an den Hauptstätten seines Wirkens: in Braunschweig und Lübeck die Gedentreden gehalten habe, bin ich wohl vor dem Verdachte geschützt, die hohen Verdienste des Welfenherzogs um die Eindeutschung von Holstein und Böhmen, Lauenburg und Westmecklenburg, um die Ausbreitung des deutschen Handels im Ostseebecken, um Gründung und Förderung wichtiger Städte wie Lübeck, Schwerin, München, Braunschweig nicht gebührend einzuschätzen. Aber muß man, indem man ihm falsche Beweggründe unterschiebt und von dem Geschichtsbild jener Lage einen vergrößernden Holzschnitt, der nur Weiß und Schwarz kennt, entwirft, notwendig seinen staufischen Gegenspieler und dessen ganze Welt mißachten?

Das Menschheitsideal des Aufklärungszeitalters, die nationalen Unterschiede durch zunehmende Annäherung an ein humanes Weltbürgertum auszugleichen, ist uns heute ferner gerückt denn je. Das Streben geht vielmehr auf restlose Herausbildung völkischer Eigenart, und sofern man noch an die Menschheit als ein Ganzes denkt, kann sie nur noch in einem sich ergänzenden Nebeneinander solcher völkischen Einheiten bestehen, unter denen freilich die kleineren immer mehr hinter ganz wenigen gewaltigen Machtkolossen zurücktreten. Für die Geschichtsbetrachtung wird daraus die Folgerung gezogen, alles Gewicht auf die

vertikale Entwicklungslinie zu legen, die von den Ursprüngen eines Volkes her auf das Ziel immer schärferer Herausbildung nationaler Einheit und Eigenart gerichtet ist. Darüber darf jedoch nicht vergessen werden, daß es in der Weltgeschichte sozusagen neben den Meridianen auch Breitengrade gibt, schon deshalb nicht, weil ja kein Volk als solches von Urzeiten her vorhanden ist, sondern unter tausendfachen Einwirkungen der Außenwelt erst einen langen historischen Prozeß der Volkwerdung zu durchmessen hat, weil es auch weiterhin durch derartige Einwirkungen in höherem oder geringerem Grade stets beeinflusst wird.

Jene gewissermaßen horizontalen Schichtungen, die sich mit den vertikalen der Volksentwicklung kreuzen, sind die Kulturepochen, deren höchsten, beherrschenden Geistesinhalt Ranke als die leitenden „Ideen“ bezeichnet hat. Ohne diese in Anschlag zu bringen, ist es unmöglich, die Menschen einer bestimmten Epoche zu verstehen und gerecht zu würdigen. Eben dies war ja der entscheidende Fortschritt, den uns Ranke für die Geschichtsauffassung gebracht hat. Während die Aufklärung alle Phasen der Vergangenheit an einem zivilisatorischen Gegenwartsideal maß, sollte nun jede Zeit zunächst einmal aus sich heraus begriffen und nachgeföhlt werden, war jede Epoche, wie er sich mit religiöser Wendung ausdrückte, „zu Gott“. Jenes Messen an einem einzigen Gegenwartsideal, mag es auch im Lauf der Zeiten sich völlig umgewandelt haben, muß notwendig zu einer Vergrößerung der allein von da aus orientierten Geschichtsbetrachtung, zu einer Verengerung des Blickes für den ungeheuren Entfaltungreichtum von Volk und Menschheit führen. Erst die Kreuzung der Völkereentwicklungen mit den Kulturzeitaltern ergibt den vollen Inhalt der Geschichte; nur Einschlag und Kette zusammen wirken der Gottheit lebendiges Kleid!

Für unser Thema bedeutet dies, daß noch im Hochmittelalter die völkischen Tendenzen stark überdeckt wurden von den alles beherrschenden universalen und christlichen Ideen, nach denen eine große Völkergemeinschaft des Abendlandes unter kaiserlicher und päpstlicher Führung für Friedenssicherung, Glaubensausbreitung und Seelenheil im Diesseits und Jenseits als notwendig erachtet wurde. Dadurch war im 10. Jahrhundert die Wiederaufnahme der karolingischen Italienpolitik wesentlich bedingt: die Herrschaftsausdehnung des stärksten europäischen Machtzentrums, das ja bereits mit Schwaben und Bayern über den Alpenkamm hinübergrieff und dann mit Kärnten das Nordende der Adria umfaßte, über die reichen, aber friedlosen Lande Nord- und Mittelitaliens, deren maßgebende langobardische Bevölkerungsschicht der deutschen Artung so viel näher stand als die Slawen der nordöstlichen Waldsumpfgelände. Dazu kommt die Notwendigkeit enger Beziehungen, allein schon im Hinblick auf die Missionierung des Ostens und Nordens, mit dem wiederholt aus der Verwilderung römischer Adelsverhältnisse emporzuhebenden Papst-

tum, das nicht unter den Zwang einer deutschfeindlichen, fremden Macht geraten durfte. Es gibt eben auch für die nationale Entwicklung eines Volkes, die nicht in jedem Falle geradlinig verläuft, notwendige Übergangsformen. Ein derart fruchtbares Zwischengebilde zwischen den auseinanderstrebenden, noch nicht von dem Gefühl unlöslicher Volksverbundenheit durchdrungenen deutschen Stämmen und dem langsam heranreifenden Nationalstaat ist das deutsche Kaiserreich des Mittelalters gewesen. Ein Vierteljahrtausend lang, was doch etwas besagen will, ist es die Form der unbestrittenen deutschen Vormachtstellung im Abendlande gewesen, hat es die besten Geister in einem zwar noch nicht eng geschlossenen, aber doch zeitweise sehr kräftigen Nationalgefühl vereint und angespornt. Wäre es nicht richtiger, zu beklagen, daß dies Gebilde im 13. Jahrhundert zerfiel, ehe Deutschland für den modernen Nationalstaat reif war, als daß man seine an karolingische Tradition anknüpfende Schöpfung im zehnten und nach dem Investiturstreit seine Neukräftigung im zwölften Jahrhundert bemängelt?

Hier erhebt sich natürlich der Einwurf, daß ja gerade Kaisertum und Italienpolitik den Keim zu jenem vorzeitigen Zerfall gepflanzt hätten, und schon oben ist zugestanden, daß diesem Einwand ein berechtigter Kern nicht abgesprochen werden soll. Nur erscheint eine Beweisführung, die das Motiv der Romzüge ganz einseitig in den Vordergrund schiebt und aus dem Vergleich mit dem aus ohnmächtiger Dezentralisation zu machtvoller Zentralisation aufsteigenden Frankreich, das eben solch imperiale Ziele nicht gekannt habe, folgert: „also war die Italienpolitik für Deutschland das Verhängnis“, dem etwas tiefer blickenden Historiker äußerst primitiv und grobklösig. Ganz abgesehen davon, daß für das französische Königtum die italienischen Trauben nur sauer waren, solange ihm das übermächtige deutsche Kaisertum den Weg durch den burgundischen Niesel versperrte, daß aber, sobald dieser brüchig geworden war, von Frankreich eine über die Alpen greifende Politik seit Karl von Anjou bis zu Karl VIII. (um nur beim Mittelalter zu bleiben) immer wieder und lange Zeit mit voller Knechtung des Papsttums in Avignon betrieben worden ist, — ganz abgesehen hiervon, sage ich, sind die Kausalzusammenhänge in Wahrheit ja unendlich komplizierter und vieldeutiger gewesen, als sich das in knappen, populären Darlegungen klarmachen läßt. Hier seien daher nur wenige Gesichtspunkte angedeutet, die gerade von neueren deutschen Forschern wie Theodor Mayer, Heinrich Mitteis und anderen mit Nachdruck betont worden sind.

Zunächst: Frankreich war trotz der germanischen Einwanderung ganz anders von dem römischen Staatsgedanken durchdrungen, an die römischen Staatseinrichtungen gewöhnt als das rechtsrheinische Deutschland, das von ihnen nur peripherisch berührt worden ist. Die Struktur der beiden ist daher unvergleichbar. Während sich in Frankreich bei allem Zerfall der Zentralmacht stets er-

hebliche Reste der überkommenen und von den Karolingern neu ausgebauten Verwaltung gehalten haben, fand das deutsche Königtum trotz seiner nach außen hin viel stärkeren politisch-militärischen Macht im Innern Deutschlands nicht genügende Ansätze, um eine ähnlich straffe weltliche Verwaltung durchzuführen. Zu der ungewöhnlichen Bedeutung der Herrscher und den persönlichen Treueverhältnissen mußte daher der ottonische Notbau der Reichsverwaltung durch kirchliche Organe als ergänzende Klammer hinzutreten. Als ihn Otto der Große in Weiterführung karolingischer Ansätze errichtete, konnte man noch nicht ahnen, daß nach einem Jahrhundert der Wandel kirchlicher Auffassung dies Gebäude im Investiturstreit erschüttern würde. Dies hätte auch ohne Italienpolitik für Deutschland von einschneidenderer Wirkung sein müssen als für den Westen. An Stelle der früheren unbedingten Abhängigkeit der Reichskirche vom Königtum wurde nun der Versuch gemacht, mit ihrer Eingliederung in den Lehnverband, wie bei den weltlichen Fürsten, auszukommen. Im Lehnswesen jedoch trat wiederum jener Strukturunterschied zwischen Frankreich und Deutschland zutage. In Frankreich: viel früheres und vollständigeres Durchbringen des Feudalismus; infolgedessen bei der Schwäche des spätkarolingischen und frühkapetingischen Königtums zunächst Überwiegen der zentripetalen, den Vasallen günstigen Tendenzen. Jedoch man hat lange Zeit allzusehr nur diese zersetzenden Wirkungen des Lehnswesens betont und verkannt, daß es ebensowohl nach der Gegenseite hin das Herrenrecht verstärken konnte. Dies geschah zuerst innerhalb der großen Kronlehen, nicht zum wenigsten unter Einflüssen, die von der durch nordgermanischen Einstrom eigenartig gestalteten Normandie ausgingen. Dann aber konnte seit dem 12. Jahrhundert der König, begünstigt durch mancherlei Glücksumstände (wie die Langlebigkeit der Dynastie und das Erlöschen großer Vasallenfamilien), auch seinerseits seine Herrenrechte anziehen und das Lehnrecht geradezu zum wichtigsten Einheitsfaktor machen, unter dessen Einfluß alles öffentliche Recht ausschließlich vom König ausging. Dagegen nun in Deutschland: spätes und unvollständiges Durchbringen des Lehnswesens, neben dem zahlreiche aus eigener Wurzel erwachsene Hoheitsrechte des Adels bestehen blieben. Als dann nach dem die Stellung der Fürsten ungemein verstärkenden Investiturstreit die Staufer Friedrich I. und Heinrich VI. den bedeutenden Versuch machten, mittels des Lehnrechtes, ähnlich wie in Frankreich, die königliche Zentralmacht neu aufzubauen, war diese Aufgabe infolge der anders gelagerten deutschen Verhältnisse und des späteren Beginns gewiß sehr viel schwieriger als im Westen. Der welfisch-waiblingische Zwiespalt spielt auch da eine verhängnisvolle Rolle. Für die Beihilfe zur Niederwerfung Heinrichs des Löwen hat Barbarossa den mittelmächtigen Fürsten neue Zugeständnisse gemacht und sich vielleicht sogar dazu verstehen müssen, den bedenklichen „Leihzwang“ anzuerkennen, d. h. die Verpflichtung des Königs, heimgefallene Kronlehen nach

Jahr und Tag wieder auszutun, anstatt sie etwa in eigener Verwaltung zu behalten. Indessen wir wissen ja: das Lehnrecht ist nie ein starres, unabänderliches Dogma gewesen, sondern hat stets dem Drucke der Macht nach, der einen oder andern Seite hin nachgegeben. Durch das Erlöschen der salischen Dynastie 1125, durch das Ablenken der Fürsten von dem eben kraftvoll emporgestiegenen Welfenhause 1137, durch die verheerenden staufisch-welfischen Kämpfe unter Konrad III. war die deutsche Kronmacht erheblich geschwächt worden. Indessen eine Fortsetzung des gewaltigen Machtaufstiegs von 1180 bis 1197 hätte dem staufischen Königtum das entscheidende Übergewicht gegenüber den fürstlichen Vasallen verschaffen, jenen Leibeizwang brechen und doch noch eine ähnliche Entwicklung wie in Frankreich durchsetzen können. Man braucht sich ja nur auszumalen, welche Möglichkeiten sich geboten hätten, wenn ein Staatsmann wie Heinrich VI., anstatt im 32. Lebensjahre durch tückische Krankheit hingerafft zu werden, das Alter seines Vaters erreicht, also noch etwa vierzig Jahre weiterregiert hätte! Solche Betrachtungen sollen keineswegs leugnen, daß auf den deutschen Werdegang Italienpolitik und Papstkonflikte wiederholt schädigend eingewirkt haben, sie sollen nur neben vielem andern, was hier zu sagen wäre, andeuten, wie wenig eine vereinfachende Formel den tieferliegenden Ursachen unserer nationalen Geschichte gerecht wird, und wie wenig sich behaupten läßt, daß bei einem frühzeitigen Zurückziehen Deutschlands auf sich selbst nun alles geradliniger und glücklicher verlaufen wäre.

Diese allgemeinen Betrachtungen haben uns zu dem Ausgangspunkt des Aufsatzes, den vernichtenden Bürgerkriegen zwischen Welfen und Waiblingern nach dem Tode Heinrichs VI., zurückgeführt. Wir wenden uns nun im besonderen den beiden Hauptrepräsentanten des welfisch-staufischen Gegensatzes zu, jenen Gestalten, die auch im Mittelpunkt jüngster Erörterungen stehen: Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa, und werfen die Frage auf, ob der kaiserliche Nationalheld des 19. Jahrhunderts für uns notwendig hinter dem herzoglichen Rebellen als heutigem völkischen Heros in den Hintergrund verschwinden müsse.

Beginnen wir mit den unbestrittenen Verdiensten des Welfenherzogs um die deutsche Ostkolonisation. Er trat ein in die erfolgreiche sächsische Grenzmarkenpolitik seines Großvaters Lothar III., führte das begonnene Werk des Schauenburgers Adolf II. in Holstein und Wagrien und des Grafen Heinrich von Rastenburg im Lauenburgischen in größerem Stile fort, hat das westliche Mecklenburg für das Deutschtum gewonnen und seinen politischen Einfluß weiter bis nach Pommern und Rügen erstreckt.

Demgegenüber begann Friedrich I. bekanntlich als ein sehr mindermächtiger Fürst, der persönlich nicht einmal über das Herzogtum Schwaben verfügte.

Wenn er Deutschland den notwendigen inneren Frieden wiedergeben wollte, so mußte er den vergeblichen Kampf seines Vorgängers Konrad III. gegen die welfische Vereinigung Bayerns mit Sachsen aufgeben und den Versuch einer friedlichen Gewaltenteilung mit seinem Vetter Heinrich dem Löwen machen, der ihm aber nun durch die Verbindung jener beiden Herzogtümer nur noch eine schmale Brücke für eine Einflußnahme auf den Osten übrigließ. Trotzdem hat sich Barbarossa durch drei Feldzüge gegen Polen das unleugbare Verdienst erworben, daß das polnische Schlesien in einer Sonderstellung an das Herzoghaus der deutschfreundlichen Piasten kam, wodurch die Anlehnung dieser wichtigen Provinz an das Reich und ihre Eindeutschung zwar nicht so gewaltsam und rasch wie bei Westmecklenburg, aber auf die Länge der Zeit ebenso sicher erzielt wurde. Es ist freilich psychologisch begreiflich, daß still wirkende Kolonisationen, wie beispielsweise das, was die ersten Salier im Südosten für das Deutschtum geleistet haben, weniger beachtet werden als solche, die mit lauten kriegerischen Ereignissen verknüpft sind. Immer wieder wird gegen unsre deutschen Kaiser von Unkundigen der Vorwurf erhoben, daß sie sich nicht an die Spitze einer großen Aktion gesetzt hätten, um das Deutschtum mit den Waffen gegen den Osten vorzutragen und dort günstigere Grenzen sowie eine einheitlichere ethnographische Gestaltung zu erreichen. Man übersieht dabei meist, daß das großartige Vorbringen deutscher Bauern und Bürger in Ostelbien mit wenigen Ausnahmen eine von den slawischen oder magyarschen Fürsten selbst gewünschte und gelenkte Wirtschaftsbewegung gewesen ist, die planmäßige kriegerische Vorstöße durch Hervorrufung nationalpolitischer Gegenwirkungen sogleich zum Stocken gebracht hätten. Auch sofern unsre Herrscher nicht persönlich in diese Ostbewegung eingriffen, haben das weitreichende Ansehen der Kaiserkrone und die Rückensicherung der dichtest bevölkerten Rheinlande, die den Hauptstrom der Kolonisten stellten, gegen Frankreich nicht wenig zur Ausdehnung des deutschen Raumes nach dem Osten beigetragen. Selbst nach dem Hinschwinden einer realen Kaisermacht konnten Ansehen und Gewohnheit noch eine Weile nachwirken, bis dann die staatliche Auflösung im Mutterlande auch den Fortgang der Kolonisationsbewegung lähmte.

Ähnlich wie mit der Ostpolitik verhält es sich mit den Städtegründungsverdiensten Heinrichs des Löwen. Die Gewalttätigkeiten, die er dabei beging, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß die Chronisten uns eindrucksvoll darüber berichten, so bei der Neugründung Lübecks der rücksichtslose Druck, durch den Heinrich von dem ersten Gründer Adolf von Schauenburg, seinem trefflichen Wegbereiter, die Abtretung erpreßte, so das rechtlose Vorgehen gegen den großen Geschichtschreiber Bischof Otto von Freising, das zur ersten Anlage des Marktes München führte. Demgegenüber werden die viel zahlreicheren deutschen Städtegründungen und Stadtrechtsverleihungen Barbarossas, die man sich aus den Urkunden zusammensuchen muß, wenig beachtet. Nach den

verdienstlichen Forschungen von Karl Weller sind es außerhalb Schwabens: Aachen, Duisburg, Frankfurt a. M., Wehlar, Rothenburg ob der Tauber, Friedberg, Gelnhausen und Hagenau; dazu eine ganze Gruppe schwäbischer Städte von der Art Dinkelsbühls mit Ulm an der Spitze, wahrscheinlich auch Gmünd, Schwäbisch-Hall, Überlingen und Donauwörth. Weller zieht die Folgerung: „Mit weit mehr Recht als etwa Heinrich der Löwe oder die Zähringer, die gewöhnlich als Städtegründer hervorgehoben werden, darf Barbarossa als der eigentliche deutsche Städtebauer des 12. Jahrhunderts gelten.“ Gewiß soll Heinrich dem Löwen das hohe Verdienst nicht geschmälert werden, daß er auf den Spuren seines kaiserlichen Großvaters Lothar dem deutschen Kaufmann den Verkehr in der Ostsee gebahnt und seinen Lübeckern durch Handelsverträge mit den skandinavischen Ländern und Rußland den glänzenden Aufstieg zum Vorort der Hanse bereitet hat. Indessen verkannt hat ja auch Barbarossa die Bedeutung Lübecks keineswegs, wie seine Privilegierung der von ihm dem Löwen abgewonnenen Stadt beweist, und die Eroberung der Ostsee durch Handel und Schiffahrt der Deutschen gehört ja nicht erst, was oft verkannt wird, dem späteren Mittelalter an, sondern hat sich im wesentlichen bereits zu einer Zeit vollzogen, in der noch das Ansehen des kaiserlichen Namens dahinterstand.

Welche Haltung nahmen nun der Staufer und der Welfe zur Italienpolitik ein? Friedrich I. sah sich, wie schon erwähnt, durch die Friedensabmachung mit dem Bette von Osten nahezu abgesperrt. Wollte er aus seiner anfänglichen Mittellosigkeit heraus das Königtum wieder zu Macht und Glanz erheben, so war er fast zwangsläufig auf einen erneuten Vorstoß über die Alpen angewiesen. Dorthin trieben ihn die ausgedehntesten Reichsrechte früherer Zeit, die zwar in Verfall geraten, aber wohl noch wieder herzustellen waren, dorthin der wirtschaftliche Reichtum und die schon weit entwickelte Geldwirtschaft der italienischen Städte. Jeder europäische Herrscher, der damals sein Krongut mehren wollte, wie es Barbarossa ja schrittweise durch ganz Süddeutschland hindurch in der Tat mit glücklichstem Erfolge vollbracht hat, jeder Fürst, der eine modernere Verwaltung ausbauen und das für größere Unternehmungen militärisch bereits versagende Lehnskontingent leistungsfähiger gestalten oder durch Söldner ergänzen wollte, brauchte Geld und wieder Geld. Europa, zum mindesten im Westen und Süden, war um jene Zeit im Begriff, über seiner Naturalwirtschaft eine kräftige Geldwirtschaft aufzubauen. Von Deutschland war in dieser Hinsicht noch recht wenig zu gewinnen; daß aber von Italien hinfort dem Staufer außerordentlich reiche Geldmittel zugeflossen sind, hat eine von mir angeregte Dissertation von Gertrud Deibel (*Neue Heidelberger Jahrbücher* 1932) überzeugend erwiesen. Trotz anfänglicher Überspannung der Ziele, trotz furchtbaren Rückschlägen ist es dem späteren gereiften Staatsmann Barbarossa schließlich in der Tat gelungen, auf Reichsitalien, sogar auf das Papsttum einen beherrschenden Einfluß auszuüben, der auf die darüber noch

Keineswegs vernachlässigte Kronmacht im deutschen Hauptlande fördernd zurückwirken konnte.

Hat nun Heinrich der Löwe aus nationalen Beweggründen zu dieser ganzen Italienpolitik in prinzipiellem Gegensatz gestanden? Keineswegs! Die ältere Politik seines von dem italienischen Markgrafen Azzo II. von Este abstammenden Hauses war sogar ganz wesentlich auf Italien eingestellt. Noch von seinem Vater, dem Bayernherzog Heinrich dem Stolzen, berichtet Otto von Freising, er habe sich gerühmt, sein Befehlsbereich erstreckte sich von Meer zu Meer, nämlich von Dänemark bis nach Sizilien. Nun war es aber ein Bestandteil jenes Friedensabkommens zwischen Barbarossa und dem Löwen gewesen, daß die ausgedehnte mittelitalische Machtstellung an beider Oheim Welf VI. fiel. Dem Löwen war dafür die bisher bestrittene Vereinigung Bayerns mit Sachsen zugestanden, und da für Bayern durch die Verselbständigung Österreichs die Ausdehnung nach Osten gehemmt war, so war es nur natürlich, daß sich Heinrichs starker Machtdrang vornehmlich jenseits der Elbe unter Verdrängung oder Beherrschung der slawischen Bevölkerung sein Feld suchte. Von bewußt nationalen Motiven ist dabei nicht zu reden. Es war eine zwar sehr großzügige, aber rücksichtslos egoistische Territorialpolitik, die er trieb.

Den Abmachungen des Ausgleichs entsprechend hat Heinrich denn auch längere Zeit hindurch die italischen Unternehmungen des kaiserlichen Vetters kräftig unterstützt. Ehe dem Staufer Söhne geboren waren, konnte er sich sogar Hoffnung auf dessen Nachfolge im König- und Kaisertum machen. Es besteht nicht der mindeste Grund, zu bezweifeln, daß Heinrich, der in seiner gewalttätig-habgierigen Art jeglichen Rechtstitel, und mehr als das beim Schopfe griff, auf dem Kaiserthron an einen Verzicht auf Italien auch nicht im entferntesten gedacht hätte, sondern wie einst die sächsischen Ottonen, wie sein Großvater Lothar, sein Vater Heinrich der Stolze, später sein Sohn Otto IV. tief in die italischen Verhältnisse eingegriffen haben würde. Wenn er sich späterhin von der Romfahrthilfe zurückhielt, so geschah dies, weil er seine sächsischen Erzungenschaften angesichts seiner zahlreichen inneren Gegner nicht gefährden, seine Kräfte nur für eigenen Gewinn verwenden wollte. Zu der wachsenden Entfremdung zum Kaiser, der in Deutschland gleichwohl stets für ihn eintrat, haben gewiß nicht wenig auch die außerdeutschen Verwandtschaftsbeziehungen des Welfen beigetragen, nämlich die zu seinem Schwiegervater, dem englischen Plantagenet Heinrich II., der nach Abstammung und Art ganz Franzose und Barbarossas Hauptgegenspieler in der großen Politik war, und die Beziehung zu seinem Schwiegersohn, dem dänischen Thronfolger Knud. Als deren Hilfe gegen den Kaiser schließlich versagte, ist der Welfe von nationalen Empfindungen moderner Art frei genug gewesen, um gegen die ihm feindlichen Wettiner die Slawen in die Lausitz zu hegen. Auch 1176 bei der Zusammenkunft mit Barbarossa in Chiavenna entsprang Heinrichs Hilfsverweigerung nicht irgendwel-

chen im gesamtdeutschen Interesse erhobenen Bedenken gegen die Italienpolitik des Welfers, denn er erklärte sich ja bereit, die erbetene militärische Unterstützung zu leisten, wenn der Staufer ihm die durch ihre Silber- und Kupferausbeute besonders wertvolle Reichsstadt Goslar abtreten wolle. Auf solche Erpressung zum Schaden des Reiches einzugehen, hielt Friedrich für unvereinbar mit seiner kaiserlichen Pflicht und Würde und brach die Verhandlung zornig ab. Müssen wir da mit unserm nationalen Empfinden wirklich auf der Seite des herzoglichen Rebellen stehen oder hat es bei dem Urteil Bismarcks zu bleiben, der diese Haltung des Welfen bezeichnet hat als eine „Defertion von Kaiser und Reich im Augenblick des schwersten und gefährlichsten Kampfes aus persönlichem und dynastischem Interesse“?

Damit kommen wir zum Schluß zu einer Gegenüberstellung der beiden führenden Persönlichkeiten. Keine Stammesart verkörperte weder der eine noch der andre. Ganz irrig wäre es, wollte man Heinrich, wenn er auch von Mutter und Großmutter sächsisches Blut in seinen Adern hatte, als nordisch-niederländischen Typus gegen den süddeutsch-schwäbischen Staufer auspielen. Seine schwarzen Augen, das schwärzliche Haupthaar, auf zeitgenössischen Miniaturbildern auch der dunkle Bart verrieten deutlich genug die Herkunft väterlicherseits von seinem italienischen Urgroßvater. Ihm gegenüber steht Friedrich, der von seiner Mutter übrigens auch sächsisches Blut hatte, mit seiner weißrosigen Hautfarbe, dem lockigen Blondhaar und dem rötlich-blonden Bart, der ihm von seiten der Italiener den Beinamen „Barbarossa“ eintrug, als echtgermanische Heldengestalt. Ganz in damaliger ritterlicher Laienart erzogene, auf das Diesseits gerichtete Latmenschen voll Machtstinn, Härte und Entschlußkraft waren beide Welfern; der Welfe jedoch, der von einem zeitgenössischen Chronisten als „der hochfahrendste und schonungsloseste nahezu aller Menschen“ bezeichnet wird, war von beiden der gewalttätigere, unliebenswürdigere, habgierigere, starrsinnigere, in weiteren Kreisen nicht allein gefürchtete, sondern gehaßte, darum auch von seinen eigenen Leuten in der Not überwiegend im Stich gelassene; während der Staufer bei aller Klug-geschmeidigen Realpolitik durch seine offen-heitere, vornehm-ritterliche, jedem Rechtsbruch abholde Art seine Umgebung mitzureißen wußte und selbst bei seinen erbittertsten Feinden nie die hohe Achtung vor seinem menschlichen Werte einbüßte.

Kirchlich in dem für mittelalterliche Menschen selbstverständlichen Grade waren natürlich beide; während aber Barbarossa Ehre und Recht des Reiches mit großartigem Schwung gegen die Ansprüche des römischen Papsttums verteidigte, nutzte der Welfe, der gelegentlich bei der Kurie vermittelte, den Konflikt mehr in seinem persönlichen Machtinteresse aus und verriet in späteren Jahren durch seine Pilgerfahrten nach Jerusalem und S. Iago di Compostella, durch seine Sorge für die Ausstattung des Braunschweiger Domes, durch die

kostbaren Reliquienschreine des „Welfenschazes“ und andere Züge zunehmender Devotion, daß von ideeller romkirchlicher Gegnerschaft bei ihm keine Rede sein kann. Den Kaiser hat er durch seine Hilfsverweigerung zur Anerkennung des langbekämpften Papstes Alexander III. gezwungen, wie einst schon die rebellierenden Sachsen Gregor VII. zum Triumph über Heinrich IV. verholfen hatten.

Das Wesen der beiden bedeutenden Männer spiegelt sich, auch wenn sie in ihrer Laienart weitgehend im staatsmännischen Beruf aufgegangen sind, in ihrer Umgebung und Kulturmelt wider. Die literarischen und künstlerischen Erzeugnisse des Braunschweiger Welfenhofes sind sicherlich von hoher Bedeutung und erlesenem Geschmaç. Sie zeigen die geschlossene Wucht eines gebieterischen Willens, einen bodenständigen, stark konservativen Zug, sogar archaische Herbeheit; das freie Spiel der Phantasie tritt namentlich in den Schriftwerken zurück hinter lehrhaft-nüchternen Richtlinien. Rein persönlich betrachtet kann mit diesen Leistungen der ruhelosere, nicht an eine bestimmte Residenz gebundene Barbarossa als Anreger vielleicht nicht konkurrieren, wenn auch zu berücksichtigen ist, daß die Stürme, die von Westen her so oft über die Rheinlande hingebraust sind, seinen bauherrlichen Schöpfungen in Kaiserslautern, Ingelheim, Kaiserstwerth und Nymwegen übel mitgespielt haben. Vergleicht man jedoch den gesamten staufischen Raum mit dem welfischen, so senkt sich seine Wagschale. Denn die frische Wagentendichtung des Erzpoeten, der üppig emporsprießende Frühling des Minnesanges, der Friedrichs Sohn Heinrich VI. auf dem ersten Blatt der Manessischen Lieder Sammlung zeigt, die mit Heinrich von Veldeke aufbrechende Blüte der höfischen Epik, die Höchstleistung der Geschichtschreibung, der phantasievolle Reichtum rheinischer Kirchenbauten und Wandmalereien, — das alles und so manches andre konnte sich nur in der freieren Luft, dem weiteren Horizont und dem lichterem Glanze der staufischen Welt entfalten.

Warum sollten wir dies um eines hier gar nicht anwendbaren nordischen Dogmas willen preisgeben? Mag man doch in den Schulen nachdrücklich betonen, daß die politische Richtung Heinrichs des Löwen letzten Endes dem, was die nationalen Belange unseres Volkes erforderten, in hohem Maße förderlich gewesen ist. Das ist für die Geschichtsforschung wahrlich nichts Neues; sie hat diese Wertung seit Jahrzehnten wieder und wieder vorgetragen. Was sie ablehnt, ist eine einseitige Herabwürdigung der Gegenseite. Der universale Zug in der Kaiserpolitik der Staufer war durch Überlieferung und Zeitanschauung gegeben. Heute kann er uns unter völlig veränderten Verhältnissen nicht mehr zur Nachahmung verlocken, die durch die ganze Welt hindurchgehende völkische Entwicklung hat jeden Rückfall in einen derartigen Imperialismus endgültig unterbunden. Aber sollen wir bedauern, daß es einmal eine Zeit gab, in welcher der deutsche Herrscher an der Spitze der vereinigten Kräfte Mitteleuropas die poli-

tische Führung des Abendlandes in seiner Hand hatte? Dürfen wir in Barbarossa, selbst wenn wir seine über das Gebiet des deutschen Volkstums hinausgreifenden Ziele als zeitgebunden betrachten, nicht doch einen nationalen Helden ersten Ranges erblicken? Wäre es nicht eine gewalttätige Verärmerung unserer besten Vergangenheit, wollten wir die glanzvollen Hochleistungen dieser staufischen Welt in den Hintergrund schieben und dadurch gewissermaßen noch einmal die unselige Parteispaltung längstverflossener Zeiten erneuern? Nein, nicht mehr die verhängnisvolle Trennungssparole: „hie Welf — hie Waibling“ hat für uns Geltung, sondern die versöhnende Formel: Hochachtung vor der geschichtlichen Leistung des großen Welfen, aber nicht minder Verehrung der menschlich überlegenen Helbengestalt seines um das erste Reich der Deutschen wahrlich hochverdienten staufischen Besiegers!

Um einen Papphahn

Erzählung von Gerhard Ringeling

Ein Papphahn ist die geringste Münze bei uns an der Wasserkante. Sie gilt nur einen halben Pfennig. Und doch, wirft das Schicksal sie auf die Lebenswaage eines Menschen, so vermag ihr Gewicht eines Mannes sturen Rücken krummzubiegen wie einen rostigen Nagel, und eines Weibes rasche Zunge stille zu machen. Das erfuhren der Schmied, Jakobus Borgwardt, und Greta, die des Boddenfischers Jasper Petersen Weib und später Witwe gewesen war.

Sie hielten Freundschaft, der starke blonde Schmied und der wendige kleine braune Fischer, seit sie ihre Zungenbuchsen verschliffen hatten. Sie sammelten Möbeneier miteinander und suchten Bernstein, sie wurden zusammen eingeseget und sie warben um daselbe Mädchen, des alten Schmiedes Staven Enkelin Greta. Es tat ihrer Freundschaft auch keinen Abbruch, als Greta den lustigen braunen Jasper wählte. Jakobus Borgwardt ging auf Wanderschaft, und als er zurückkehrte, übernahm er des alten Staven Schmiede und haufte zusammen mit dessen halbtauber Haushälterin in dem kleinen, sauberen Haus mit dem Gärtchen dahinter, in dem er seine Blumen zog. Im übrigen hielt er sich ein wenig abseits, denn er war ein wortkarger Mann. Wenn er aber redete, so deuchte er den Schiffern und Fischern in Wustrow als ein wenig gar zu stur und eigenwillig, obgleich man bei uns ein offenes Wort vertragen kann. „Gerecht“ und „ordentlich“ war sein drittes Wort. Jasper Petersen war ganz anders geartet, er lachte gern und er spielte gern, noch als Mann. Er verstand sich auf alle Hantierungen. Er wußte mit dem Ziehmesser umzugehen, er strich den Brummbaß und saß randvoller Schnäcke und Reime, so daß selten ein Verlöbniß oder eine Hochzeit gefeiert wurde, zu der man ihn nicht als Gast bat. Zudem war er freundlich und umgänglich, spielte mit den Kindern, schnitt